



Christopher  
ROSS

*Clarissa*  
Gefangen im  
ewigen Eis

Weltbild

Clarissa  
Gefangen im Ewigen Eis

## Der Autor

Christopher Ross gilt als Meister des romantischen Abenteuerromans. Durch Bestseller wie »Mein Beschützer, der Wolf«, »Geliebter Husky« und die ersten beiden Bände der Clarissa-Reihe wurde er einem breiten Publikum bekannt. Durch zahlreiche Reisen und während längerer Aufenthalte in Kanada und Alaska entdeckte er seine Vorliebe für diese Länder, die bevorzugten Schauplätze seiner Romane.

Mehr über den Autor: [www.christopherross.de](http://www.christopherross.de)

Christopher Ross

# Clarissa

Gefangen im Ewigen Eis

Roman

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Copyright © 2014 by Weltbild GmbH & Co. KG

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Ingola Lammers, München

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (©Aleshyn\_Andrei / © Denis Vrublevski /  
© Igor Iakovlev / © Geoffrey Kuchera / © Creative Travel Projects)

Satz: Catherine Avak, Iphofen

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-466-1

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Etwas Bedrohliches schien in der Luft zu liegen, als Clarissa ihr Fuhrwerk zum Fluss hinunterlenkte. In der Wildnis hatte sie einen siebten Sinn für unbestimmte Gefahren entwickelt, ein Bauchgefühl, das sie selten im Stich gelassen und schon mehr als einmal vor einem Unglück bewahrt hatte. Auch jetzt mahnte es sie wieder zur Vorsicht. Beinahe widerwillig trieb sie die beiden Zugpferde über die neue Holzbrücke, die nach einer Flutkatastrophe und der Sprengung der alten Brücke über den Chena River nach Fairbanks führte.

Sie mochte die Stadt nicht besonders. Seit beinahe fünfzehn Jahren lebte sie mit ihrem Mann in einer einsamen Blockhütte in der Wildnis, weit genug von dem Trubel entfernt, den der jahrelange Goldrausch nach Fairbanks gebracht hatte. Sie hatte erlebt, wie aus dem Handelsposten eine geschäftige Boomtown geworden war, die von den Goldminen in der näheren Umgebung profitierte. Der gesunkene Goldpreis und die seltener werdenden Goldfunde hatten viele Einwohner gezwungen, die Gegend zu verlassen, aber es lebten immer noch über fünftausend Menschen in der Stadt, und ständig war etwas los, vor allem in den zwölf Saloons und Etablissements des Rotlichtviertels.

Nur zögernd hatten Alex und sie zugestimmt, dass ihre Tochter die letzten beiden Jahre der Highschool in Fairbanks absolvierte. Die ersten Jahre hatte Clarissa sie zu Hause unterrichtet, aber inzwischen war ihre Tochter vierzehn, und es fiel ihr selbst schwer, die Aufgaben zu lösen. Miss Rodgers, die

neue Lehrerin, kam aus Seattle und besaß die nötige Erfahrung und das Wissen, um Emily einen guten Abschluss zu ermöglichen. Obwohl für Emily längst feststand, später ihrer Mutter bei der Huskyzucht zu helfen und selbst einmal Schlittenhunde aufzuziehen, vielleicht sogar an Rennen teilzunehmen, wollte sie nicht wie ein dummes Mädchen dastehen. »Wer sagt denn, dass wir Frauen nur geboren werden, um einen Mann zu heiraten und ihm den Haushalt zu führen?«, fragte sie oft vorwurfsvoll. »Wir können mehr, viel mehr.«

Mit beiden Händen lenkte sie das Fuhrwerk über die Brücke. Jenseits des Chena River standen die Häuser der First Avenue, eine Ansammlung von einfachen Holzhäusern, deren falsche Front oftmals ein zweites Stockwerk andeutete, das gar nicht existierte. Ein Gemischtwarenladen, ein Schuhgeschäft, ein Hotel, das Arcade Café, ein Saloon. Ein Automobil bahnte sich mühsam einen Weg durch den tiefen Schlamm und blieb mit qualmendem Motor stecken. Es hatte während der letzten Tage heftig geregnet, auch ein Grund dafür, warum Clarissa unterwegs von Moskitos zerstoichen worden war. Sie hatte nie ein wirksames Mittel gegen die Plagegeister gefunden.

Von der Anlegestelle drang laute Musik herüber. Sie war ohnehin zu früh dran, parkte ihr Fuhrwerk jenseits der Brücke am Straßenrand und folgte den patriotischen Klängen. »America the Beautiful«, ein Lied, das gleich nach der Nationalhymne kam. »America! America! God shed His grace on thee!«, sang ein Chor. »Amerika! Amerika! Gott schenke dir seine Gnade!« Schon von Weitem beobachtete sie die zahlreichen Schaulustigen an der Anlegestelle, die amerikanische

Fähnchen und Schilder mit patriotischen Sprüchen in die Höhe hoben und mehrere Hundert, meist junge Männer feierten, die sich unter den feierlichen Klängen auf zwei Raddampfer verteilten. Die Dampfer waren mit rot-weiß-blauen Girlanden geschmückt, und von der Reling hing ein großes Transparent mit der Aufschrift: »Unsere Männer für Frieden und Freiheit!«

Junge Männer auf dem Weg ins ferne Europa. Seitdem deutsche U-Boote auch Jagd auf englische Handelsschiffe machten, fühlte sich Amerika verpflichtet, seinen europäischen Verbündeten zu helfen, und war in den Großen Krieg eingetreten. In Frankreich, so hieß es, sollten amerikanische Soldaten helfen, die Deutschen in ihre Schranken zu weisen. Clarissa hatte wenig Ahnung von Politik, sie bezog ihr spärliches Wissen aus den Artikeln des *Daily News-Miner*, befürchtete aber, dass zu viele der Männer, die gerade voller Begeisterung an Bord der beiden Raddampfer gingen, in diesem Krieg sterben würden. Nicht umsonst nannte man ihn den »Großen Krieg«. Die halbe Welt kämpfte in Europa, und sie hätte nicht einmal sagen können, wofür.

Der Chor stimmte die »Battle Hymn of the Republic« an und schmetterte das »Glory, Glory, Hallelujah« mit voller Inbrunst über die Anlegestelle hinweg. Clarissa war inzwischen nahe genug herangekommen, gerade noch rechtzeitig, um die letzten Männer an Bord gehen zu sehen. Junge Burschen, die keine Ahnung hatten, was sie in Europa erwartete, wahrscheinlich wussten sie nicht einmal, wo Frankreich lag. Sie hatte selbst in einem Atlas nachsehen müssen. Warum waren sie nur so begierig darauf, ihr Leben zu riskieren? Aus Liebe zu ihrem Land, wie es auf den Transparenten stand? Aus ju-

gendlichem Übermut? Weil sie als dekorierte Helden nach Hause zurückkehren wollten?

Sie stieg zu einigen anderen Schaulustigen auf eine Mauer, um besser sehen zu können, und sah, wie einige der Männer sich von ihren Verwandten oder Freundinnen verabschiedeten. Ein junger Mann in einem schwarzen Mantel umarmte seine Freundin so fest, dass man ihre Gesichter erst wieder sah, als sie sich voneinander lösten. »Betty-Sue!«, flüsterte Clarissa. Betty-Sue arbeitete im Krankenhaus von Doc Boone und hatte zu Beginn des Goldrausches für einen handfesten Skandal in Fairbanks gesorgt, als sie sich in einen Indianer verliebt hatte und von Glück sagen konnte, dass sie nur für ein paar Monate von ihrem Posten enthoben worden war. Als Angestellte des Civil Service war sie an strenge Auflagen gebunden. Der Indianer war schon lange tot und sie bereits Ende dreißig, was sie anscheinend nicht daran hinderte, eine neue Dummheit zu begehen. Ihr neuer Freund war ungefähr zehn Jahre jünger.

Clarissa drängelte sich zu ihrer Freundin vor und wartete, bis der junge Mann an Bord gegangen war. Beinahe mütterlich legte sie Betty-Sue einen Arm um die Schultern. »Er kommt bald wieder«, sagte sie. »In der Zeitung steht, dass der Krieg höchstens noch drei Monate dauert. Ihm passiert nichts.«

Betty-Sue lehnte weinend den Kopf an ihre Schulter. »Er hat sich freiwillig gemeldet. Stell dir das vor. Er sagt, es sei seine Pflicht, sich in einer schweren Zeit wie dieser für sein Vaterland einzusetzen.« Sie schluchzte hemmungslos. »Er ist noch so jung, Clarissa. Mitte zwanzig. Er war ...« Sie schniefte, kramte ein Taschentuch aus ihrer Manteltasche und schnäuzte

sich geräuschvoll. »Er war als Pfleger bei uns, wollte aber unbedingt noch studieren und Arzt werden. Doktor Paul Merriman ...« Sie wischte sich die Tränen vom Gesicht. »Mr und Mrs Paul Merriman ... wir wollten heiraten, Clarissa, an Weihnachten.«

»Das könnt ihr doch immer noch«, sagte Clarissa. »Vielleicht nicht an Weihnachten, aber bis Ostern ist er sicher wieder hier.« Sie hoffte, dass ihre Stimme einigermaßen überzeugend klang. »Du wirst sehen, bevor du dich versiehst, legt der Dampfer wieder an, und Paul kehrt gesund und munter zurück. Du hast genug Pech im Leben gehabt, Betty-Sue. Diesmal gibt es ein Happy End. Und Ostern feiern wir die tollste Hochzeit, die Alaska jemals erlebt hat. Dagegen war Dollys und Jerrys Hochzeit eine müde Gesellschaft.«

»Meinst du wirklich?« Betty-Sue steckte ihr Taschentuch weg und brachte sogar ein Lächeln zustande. Die fröhliche Party, die Clarissas langjährige Freundin und ihr irischer Haudegen vor vielen Jahren gefeiert hatten, war längst von einem Mythos umgeben. »Aber nur, wenn du meine Trauzugin wirst. Du und Alex. Ihr sollt dabei sein, wenn ich ihm das Jawort gebe.«

So feierlich und sentimental, wie Betty-Sue sich gab, ging es auch an der Anlegestelle zu, als die Matrosen die Leinen lösten und die beiden Dampfschiffe auf ihre lange Reise nach St. Michael gingen. An der Mündung des Yukon River würden die Männer auf einen großen Überseedampfer umsteigen. Beim Abschied standen alle an der Reling und winkten ihren Angehörigen zu, während der Chor die amerikanische Nationalhymne anstimmte und sich die Schiffe immer weiter vom Ufer entfernten. Betty-Sue hatte sich von Clarissa gelöst

und schon wieder Tränen in den Augen. Verzweifelt winkte sie dem jungen Doktor zu, der etwas verloren an der Reling stand und mit seiner schwächtigen Gestalt und seinem blasen kindlichen Gesicht nicht wie jemand aussah, der mit auf-gepflanztem Bajonett gegen den Feind zog.

Als die Schiffe die Flussmitte erreicht hatten und in dunkle Rauchwolken gehüllt nach Westen dampften, verließen die ersten Schaulustigen die Anlegestelle. Der Chor der Public School lief in Zweierreihen zur Schule zurück. Betty-Sue gehörte zu den Frauen, die selbst dann noch winkten, als die Dampfer längst um die Biegung verschwunden waren und nur noch Rauchschwaden von ihnen zu sehen waren. Clarissa ließ sie in Ruhe, wartete geduldig, bis sie ihre Tränen getrocknet hatte, und spürte plötzlich wieder diese Unruhe, die sie schon auf der Fahrt über die Brücke befallen hatte. Das Gefühl, bedroht zu werden, so wie vor fünfzehn Jahren, als ihr Frank Whittler und sein Vater auf den Fersen gewesen waren und ihr gefährliche Killer auf den Hals gehetzt hatten. Thomas Whittler war inzwischen gestorben, und sein Sohn saß noch immer hinter Gittern. Er hatte lebenslänglich bekommen und würde das Gefängnis erst verlassen, wenn er tot war.

Sie blickte sich nervös um und entdeckte einen hageren Mann, dessen schmaler Oberlippenbart ihn noch strenger aussehen ließ, als er wirklich war. Er trug einen langen Mantel, wie er längst aus der Mode war, und eine abgetragene Schiebermütze. Sein Blick war auf sie gerichtet und schweifte rasch zur Seite, als er merkte, dass sie ihn beobachtete.

Alles nur Zufall? Ein einsamer Spaziergänger, der sie attraktiv fand und sie deshalb angestarrt hatte? Sie war älter als

die meisten anderen Frauen, die noch an der Anlegestelle standen, sah aber immer noch gut aus und war während der langen Jahre in der Wildnis sogar aufgeblüht. Mit ihren ausdrucksstarken Augen und den kräftigen, hochgesteckten Haaren brachte sie selbst jüngere Männer aus dem Gleichgewicht. Die frische Luft tat ihr gut, und ihre Tochter hatte sie auch im Herzen jung bleiben lassen. Viele Männer beneideten Alex um sie, auch weil sie so gut in der Wildnis zurechtkam und sich nicht einmal durch einen gereizten Grizzly aus der Ruhe bringen ließ.

Doch dieser Fremde bewunderte sie nicht. Als er sich ein zweites Mal nach ihr umdrehte, war sein Blick genauso teilnahmslos wie beim ersten Mal, und es schien ihm eher peinlich zu sein, dass sie ihn entdeckt hatte. Er sah zur Seite und tat so, als hätte er sie nicht gesehen. Gleichzeitig bemühte er sich, möglichst rasch von ihr wegzukommen. Ohne sich nach ihr umzudrehen, lief er mit weiten Schritten über die First Avenue zur Stadt zurück.

Einem Impuls folgend, heftete sie sich an seine Fersen. »Wir sehen uns später«, flüsterte sie der erstaunten Betty-Sue zu und folgte dem Fremden die Straße hinauf. Sie machte sich nichts daraus, dass er sich nervös nach ihr umdrehte und seine Schritte beschleunigte, empfand nicht die geringste Angst vor ihm, solange sie sich auf einer belebten Straße wie der First Avenue aufhielten. Mit gerafftem Rock stieg sie auf den überdachten Gehsteig, lief weiter und sah gerade noch, wie er in der Lobby des Nordale Hotels verschwand.

Sie blieb überrascht stehen. Das Nordale war das vornehmste und teuerste Hotel der Stadt. Von außen nur ein unscheinbarer Kasten, überraschte es mit exklusiv eingerichte-

ten Zimmern mit schweren Teppichen und Vorhängen und ausgesuchten Möbeln, die aus Seattle importiert worden waren. In der Lobby täuschten künstliche Blumen einen immerwährenden Frühling vor, und der Tresen des Empfangs war aus kostbarem Mahagoniholz gefertigt.

Durch eines der Fenster neben der Tür beobachtete sie, wie der Fremde über die Treppe verschwand. Sie zögerte ein wenig, betrat die beheizte Eingangshalle und wandte sich an den Angestellten am Empfang. »Entschuldigen Sie«, sagte sie, »der Gentleman, der gerade in der Halle war ... er hat mich an einen alten Freund erinnert. Können Sie mir sagen, wer das war? Langer schwarzer Mantel, Schiebermütze, Oberlippenbart ...«

»Oh, Sie meinen Mr Hostetter ... William Hostetter ... ich glaube nicht, dass Sie ihn kennen. Er ist zum ersten Mal in Alaska. Ein Geschäftsmann aus San Francisco ... hat irgendwas mit der Eisenbahn zu tun.« Er merkte plötzlich, dass er mehr preisgab, als erlaubt war, und runzelte die Stirn. »Ein Bekannter, sagen Sie? Sie müssen sich täuschen, Ma'am. Wie gesagt, er kommt aus San Francisco und ...« Er hob die Augenbrauen. »Oder kennen Sie ihn wirklich?«

Sie zwang sich zu einem Lächeln und erwiderte: »William Hostetter ... Bill ... natürlich! Ich wusste doch, dass ich ihn von irgendwoher kenne, obwohl er sich stark verändert hat. Wir waren auf derselben Highschool, wissen Sie? Ich habe zwei Jahre in San Francisco gewohnt, bevor ich nach Alaska gekommen bin.« Die Lügen gingen ihr leichter über die Lippen, als sie angenommen hatte.

»Soll ich ihn in die Lobby rufen lassen?«, sagte er.

»Nein ... ich würde ihn gern überraschen.«

»Wenn das so ist«, erwiderte der Angestellte. »Von so einer hübschen Lady würde ich mich auch mal gern überraschen lassen.« Er blickte in seine Kladde und erwiderte ihr Lächeln ohne jegliches Misstrauen. »Zimmer 207.«

Sie bedankte sich artig und stieg in den zweiten Stock hinauf. Auf dem Weg zu seinem Zimmer wurde sie unsicher und verlangsamte ihre Schritte. Plötzlich hielt sie es für gar keine gute Idee mehr, den Fremden zur Rede zu stellen. Anscheinend war die Erinnerung an Frank Whittler noch so lebhaft, dass sie gleich böse Absichten vermutete, wenn ein Mann sie etwas länger als gewöhnlich ansah. Aber warum war der Fremde dann vor ihr davongelaufen?

Sie klopfte an seine Tür und wartete geduldig. Er ahnte wohl, wer geklopft hatte, und überlegte angestrengt, wie er reagieren sollte. Es dauerte eine Weile, bis er die Tür öffnete und sie mit mürrischen Blicken empfing. »Ma'am?«

»Warum verfolgen Sie mich, Mister Hostetter?«

Wenn er tatsächlich ahnungslos war, gelang es ihm gut, sich zu verstellen. »Wie kommen Sie denn darauf, Ma'am? Ich habe Sie nicht verfolgt. Ich kenne Sie nicht mal. Sie müssen mich mit jemand verwechseln. Ich war lediglich ein wenig spazieren und habe mir den Abschied unserer Soldaten angesehen.«

»Sie haben mich beobachtet.«

»Sie sind eine hübsche Frau.« Er versuchte ein Lächeln, indem er die Mundwinkel ein wenig nach oben zog. »Tut mir leid, wenn ich Sie angestarrt habe. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.« Er wandte sich ab. »Und wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen? Ich habe gleich einen wichtigen Termin.«

»Und warum sind Sie dann vor mir davongelaufen?«

»Ich bin nicht davongelaufen. Wie gesagt, ich habe gleich einen wichtigen Termin und muss noch einiges vorbereiten. Nichts für ungut, Ma'am, aber ich habe wirklich keine Zeit, mich noch weiter mit Ihnen auseinanderzusetzen.«

Er schloss die Tür vor ihrer Nase und ließ sie wie ein Schulmädchen im Flur stehen. Und er hatte wahrscheinlich sogar recht. Es gab keinerlei Beweise dafür, dass er sie verfolgt oder beobachtet hatte. Kopfschüttelnd kehrte sie in die Lobby zurück und verließ das Hotel. Die Frage des Angestellten am Empfang, ob die Überraschung gelungen wäre, überhörte sie geflissentlich.

Sie ging zur Cushman Street zurück und sah Betty-Sue auf dem Kutschbock sitzen. »Lass uns einen Kaffee trinken gehen«, bat die Krankenschwester. Ihre Augen waren rot vom vielen Weinen. »Du hast doch etwas Zeit?«

»Für dich immer.« Sie kletterte auf den Kutschbock und griff nach den Zügeln. »Aber lass mich zuerst meinen Wunschzettel bei der NCC abgeben, dann können sie inzwischen meinen Wagen beladen.« Wie immer, wenn sie in der Stadt war, hatte sie einiges zu besorgen, für Alex, Emily und für sich, aber auch für das Roadhouse, das Dolly und Jerry inzwischen allein führten. Clarissa hatte lediglich so lange für sie gearbeitet, bis ihre Schulden abgetragen waren, seitdem half sie ihrem Mann beim Fallenstellen und der Hundezucht.

Seitdem Barnette seinen Handelsposten aufgegeben hatte, war die Northern Commercial Company an seine Stelle getreten. Die Firma, der noch etliche andere Geschäfte in Fairbanks gehörten, hatte den Handelsposten abreißen und einen doppelt so großen Laden auf dem Grundstück errich-

ten lassen. Statt des leutseligen Barnette fragte jetzt ein gelangweilter Angestellter nach ihren Wünschen und ließ die Waren von einem Kollegen zusammenpacken.

Im Corner Café, nur einen Block von dem Laden und Doc Boones kleinem Krankenhaus entfernt, setzten sich Clarissa und Betty-Sue an einen Ecktisch.

Obwohl es selbst für einen Sommer in Alaska ungewöhnlich warm war und der Besitzer des Cafés nicht mal den Ofen angezündet hatte, wärmte Betty-Sue ihre Hände an dem heißen Kaffeebecher. Sie blickte mit trüben Augen in den Kaffee, als sie sagte: »Paul hat mir Frankreich auf einem Globus gezeigt. Es ist furchtbar weit weg. Aber dort, wo sie kämpfen, soll es Berge und Schnee geben, so wie bei uns in Alaska. So hoch wie hier sind die Berge sicher nicht, sagt er, und im Schnee macht ihm keiner was vor. Wusstest du, dass er schon öfter mit unserem Hundeschlitten unterwegs war?«

Clarissa bremste ihren Redefluss, indem sie eine Hand auf den rechten Unterarm ihrer Freundin legte. »Ich weiß. Alex sagt, er hätte sich besser in Alaska eingelebt als die meisten Goldsucher, die schon vor zehn Jahren kamen.«

Betty-Sue nickte heftig. »Das stimmt. Paul kommt aus Montana, da sieht es ähnlich aus wie hier. Er weiß, wie man im Winter zurechtkommt.« In ihrer Stimme schwangen Wut und auch ein wenig Trotz mit, als müsste sie sich selbst überzeugen. »Und schießen kann er auch. Mit seinen Highschoolfreunden hat er schon öfter auf Konservendosen geschossen.«

»Ich weiß ... das hast du mir schon ein paarmal erzählt.« Sie versuchte, ihre Stimme zuversichtlich klingen zu lassen. »Er schafft das, Betty-Sue, da bin ich ganz sicher. Er sieht

nicht gerade aus wie ein Krieger, aber ich kann mir vorstellen, wozu er fähig ist. Er ist ein zäher Bursche. Er kommt wieder.«

Betty-Sue versuchte zu lächeln. »Und das sagst du nicht nur so?«

»Ich weiß es, Betty-Sue. Er kommt wieder, ganz bestimmt!«

»Ja, er kommt wieder«, wiederholte sie leise, und ihr entrückter Blick verriet, dass sie zumindest für ein paar Sekunden bei ihm auf dem Dampfer war, ihn in den Armen hielt und Gott bat, sie beide nicht im Stich zu lassen.

Der Angestellte der NCC hatte bereits ihren Wagen beladen, als sie den Laden erreichte. Sie verglich die Rechnung mit den verpackten Waren, nickte zufrieden und betrat mit ihm den Verkaufsraum. Obwohl der Betrag, den sie bezahlen musste, schon höher als erwartet war, gönnte sie sich eine Tafel der teuren Schweizer Schokolade, die so verlockend in der Auslage lag, und auch das neueste *Buffalo Bill Magazine* durfte in ihrem Einkaufskorb nicht fehlen. Sie las die spannenden Geschichten um den legendären Westmann schon seit vielen Jahren und hatte sich auch durch ihre Tochter nicht davon abbringen lassen. Emily nannte die Abenteuer »kitschig« und las lieber richtige Bücher.

Sie verstaute die kostbare Schokolade und das Magazin in einer der Kisten und machte sich auf den Weg zur Schule. Das zweistöckige Gebäude, in dem sich sonntags auch die Methodisten zum Gottesdienst trafen, war aus Holz gebaut und war inzwischen so verwittert, dass die Stadtväter bereits laut darüber nachdachten, ein neues zu bauen. Bisher fehlte es am nötigen Geld.

Emily unterhielt sich mit ein paar Freundinnen vor dem Eingang, als sie den Wagen anhielt. Sie war ein hübsches Mädchen, viel offener und lebhafter als sie, und diskutierte auch jetzt wieder so angeregt mit den anderen Schülerinnen, dass es ihr schwerfiel, sich von ihnen zu lösen. In ihrem offenen Mantel und dem geblühten Kleid sah sie trotz ihrer vierzehn Jahre wie eine junge Dame aus. Den Mantel und das

Kleid hatte sie eigenhändig um eine Handbreit gekürzt, sodass sie wie bei den modischen Frauen in *Harper's Bazaar* knapp über den Knöcheln endeten.

»Hallo, Mom«, rief sie. Sie legte ihre Tasche mit den Büchern auf die Ladefläche und kletterte zu ihr auf den Kutschbock. »Stell dir vor, Isabels Vater würde das Wahlrecht für Frauen am liebsten wieder abschaffen. Wir Frauen hätten keine Ahnung von Politik und sollen uns um den Haushalt und die Familie kümmern.« Ihr Gesicht war vor Aufregung gerötet, ihre dunklen Augen blitzten entrüstet. »Und was noch viel schlimmer ist: Seine Frau stimmt ihm zu.«

»Das wundert mich nicht.« Clarissa war immer wieder erstaunt, wie sehr sich ihre Tochter für Politik interessierte. Sie selbst hatte bisher genug damit zu tun gehabt, ihr Leben zu meistern. »Ich bin sicher, sie weiß nicht mal, wie unser Präsident heißt.« Sie las den *News-Miner* stets von der ersten bis zur letzten Seite, um mehr über das Geschehen in der Welt zu erfahren, und wusste, dass Woodrow Wilson bereits in seiner zweiten Amtszeit regierte. Sie blickte sich suchend um. »Wollte Robert nicht mit uns fahren?«

»Er wartet vor dem kleinen Laden an der Cushman Street auf uns. Er hat etwas Geld gespart und will mich überraschen.« Sie verdrehte die Augen. »Wahrscheinlich bringt er mir eine Zuckerstange oder einen dieser Lutscher.«

Clarissa wendete lachend das Fuhrwerk. Sie glaubte eher, dass Robert für ihre Tochter zu schwärmen begann. Ein bisschen sehr früh, wie sie meinte, aber solange er seine Zuneigung nur mit Süßigkeiten ausdrückte, drohte keine Gefahr. Natürlich war Emily noch ein Kind, auch wenn sie ein wenig altklug über Politik redete, genauso wie Robert, der Sohn

ihrer besten Freundin. Trotz seines irischen Temperaments und seiner körperlichen Stärke benahm er sich meist noch wie ein kleiner Junge, so sehr sich Jerry auch bemühte, einen ganzen Mann aus ihm zu machen. Übers Wochenende hatte er ihn zum Baumfällen in den Wald mitgenommen und ihm gezeigt, wie man mit Axt und Säge umging. »Vergiss das Gold«, warnte der ehemalige Goldgräber, der nur noch selten nach Nuggets suchte, »der künftige Reichtum dieses Landes liegt in den Wäldern. Die nächsten Millionäre verkaufen Holz.«

Robert begrüßte sie und setzte sich neben sie. Er wirkte ein wenig verlegen wie meistens, wenn er neben Emily saß, und konnte nicht verhindern, dass sich sein Gesicht rötete, als er ihr eine Tüte mit Süßigkeiten reichte. »Ich hab dir was mitgebracht. Schokolade mit Karamell und Nüssen ... was ganz Neues.«

Emily bedankte sich artig, blickte ihm aber weder in die Augen noch in die Tüte. Beinahe ärgerlich verstaute sie die Tüte in der Kiste mit dem *Buffalo Bill Magazine* und der Tafel Schokolade. Auch um das Thema zu wechseln, fragte sie ihre Mutter: »Hast du die Soldaten wegfahren sehen? Miss Rodgers sagt, dass sie unsere Freiheit in Frankreich verteidigen.« Sie wandte sich an Robert. »Frankreich liegt in Europa. Dort kämpfen sie gegen die Deutschen.«

»Das weiß ich doch«, erwiderte Robert. Seine Verlegenheit war wie weggeblasen. »Das hat sie uns auch erzählt. Dort liegen die Soldaten in Schützengräben und müssen manchmal Gasmasken aufsetzen, weil die Feinde sie vergiften wollen.« Er blinzelte in die ungewöhnlich helle Sonne, die zwischen den Wolken auftauchte. »Ich wollte, ich könnte auch in

Europa sein. Ich würde unseren Feinden schon zeigen, was es heißt, uns anzugreifen.«

»Du willst zu den Soldaten? Du bist fünfzehn!«

»Aber in einem halben Jahr werde ich sechzehn«, widersprach Robert. Unter seiner Wollmütze flatterten rotblonde Haare im Fahrtwind. »Im Bürgerkrieg waren sogar Fünfzehnjährige an der Front, hab ich irgendwo gelesen.«

»Und wurden wahrscheinlich gleich erschossen.«

»Ich weiß, wie man mit einem Gewehr umgeht.«

Emily schien ihn gar nicht zu hören. »Ohne uns Frauen könnten die Männer sowieso einpacken, oder was meinst du, wer in den Fabriken die Munition herstellt?« Sie lachte. »Ist das nicht komisch? Wir sollen mithelfen, den Krieg zu gewinnen, und der Präsident will das Wahlrecht für Frauen nicht mal in die Verfassung aufnehmen. Wenn wir in Washington wohnen würden ...«

»... bleibst du schön zu Hause!«, führte Clarissa den Satz zu Ende. »Du hast doch gehört, was mit den Frauen passiert ist, die vor dem Weißen Haus protestiert haben. Die Polizei hat sie eingesperrt. Willst du denn ins Gefängnis?«

»Der Präsident wird sie bald entlassen.«

»Kümmert euch lieber um die Schule. Als ich so alt war wie ihr, gingen die Jungen nur ein paar Jahre zur Schule, wenn sie nicht studieren wollten, und die meisten Mädchen durften nur ein bisschen Schreiben und Lesen lernen, weil man von ihnen erwartete, dass sie heirateten und Kinder bekamen.«

»Ich werde mal Tierärztin«, sagte Emily.

Clarissa blickte sie überrascht an. »Das höre ich zum ersten Mal.«

»Vielleicht lässt mich Dolly im Roadhouse mitarbeiten, dann könnte ich mir das Geld fürs College zusammensparen. Husky-Züchterin und Tierärztin ... das würde doch gut zusammenpassen. Ich weiß, dass ich dann viel lernen muss, aber das schaffe ich schon.« Sie blickte ihre Mutter an. »Du hast noch ganz andere Sachen geschafft. Du bist tapferer als die meisten Männer.«

Sie hatten die Stadt hinter sich gelassen und fuhren über die Brücke ans andere Ufer des Chena River. Am Fluss entlang lenkte Clarissa die Zugpferde bis zu der Abzweigung nach Norden, richtete sich auf und ließ die Zügel nach vorn schnalzen, bis sie die Böschung überwunden hatten und über die mit bunten Wildblumen übersäten Hügel in den Wald fuhren. Dort empfingen sie der würzige Duft der Fichten und Laubbäume und ein schmalerer Trail, der noch feucht vom Regen der vergangenen Tage war und den Pferden ziemlich zu schaffen machte. Nur langsam mahlten die Räder durch den zähen Morast.

Weiter nördlich wurde die Wagenstraße breiter und ebener, und sie kamen wieder flotter voran. Die Pferde kannten den Weg, und sie brauchte kaum zu lenken. Rechts von ihnen bahnte sich ein schmaler Nebenfluss des Chena River einen Weg durch die Wildnis. Früher hatten sie und Alex sich ein Fuhrwerk mit Dolly und Jerry geteilt, inzwischen besaßen sie ihr eigenes, um auch während des kurzen Sommers beweglich bleiben zu können. Die beiden Zugpferde waren genügsam und gaben sich mit Hafer und dem Heu zufrieden, das sie in dem neuen Stall neben ihrer Blockhütte in handlichen Ballen gestapelt hatten.

Ungefähr eine halbe Meile vor ihrem Ziel drang das Ge-

räusch dumpfer Axtschläge durch den Wald. Sie ließ die Pferde langsamer gehen und zügelte sie vor den beiden Männern, die sich mit ihren Äxten an einer mächtigen Kiefer zu schaffen machten. Auf ihren nackten Oberkörpern glänzte der Schweiß.

Beide Männer ließen die Äxte sinken und traten aus dem Unterholz. Ihre Laune war nicht besonders, sie wirkten beinahe ein wenig mürrisch und waren wohl nur in den Wald gezogen, um ihre Laune an dem Baum auszulassen. Nach dem tiefen Einschnitt im Stamm zu urteilen, war es ihnen gelungen.

Alex ließ die Axt fallen und kletterte auf den Kutschbock. Er küsste Clarissa auf die Wange und strich seiner Tochter über die Haare. Mit seinen zweiundvierzig Jahren war er immer noch ein imposanter Mann mit breiten Schultern und starken Muskeln, der es fertigbrachte, selbst einen Hünen wie Jerry O'Rourke beim Armdrücken zu besiegen. Clarissa mochte ihn vor allem wegen seiner dunklen Augen und seiner sanften, etwas schüchternen Art, die ihn manchmal wie einen Lausbub aussehen ließ.

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich, »wir haben gerade über den Krieg gesprochen und sind mächtig sauer, weil weder Jerry noch ich gehen dürfen.«

»Andere Männer wären froh«, sagte Clarissa.

Sie legte beide Hände auf die Schultern ihres Mannes und erwiderte seinen Kuss. »Ich weiß, dass du unzufrieden bist, Alex, aber es wäre zu gefährlich. Du weißt doch, was Doktor Blanchard sagt. Du darfst dich auf keinen Fall überanstrengen, sonst kommt das Kopfweh zurück.« Vor fünfzehn Jahren hatte Doktor Ralph Blanchard ihm eine Geschwulst über der Schädeldecke entfernt.

»So schlimm ist es nicht, Clarissa.«

»Und warum hat dich der Sergeant, bei dem du heimlich anheuern wolltest, dann abgelehnt?« Sie blickte Jerry an. »Und warum hat er dir verboten, in den Krieg zu ziehen?« Ihr Blick wanderte zu Alex zurück. »Weil ihr hier in Alaska viel mehr für euer Land tun könnt. Oder sollen wir Frauen an der Heimatfront alles allein machen? Wir brauchen Männer, die uns beschützen.«

»Ich bin im besten Soldatenalter.«

»Und ich erst«, tönte Jerry. Er schleuderte wütend seine Axt in einen nahen Baum und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. »Wäre ich vor zwei Jahren nicht von dem verdammten Felsen gestürzt, hätte ich mir nicht das Bein gebrochen und müsste jetzt nicht humpeln.« Wie immer, wenn er in der Gegenwart einer Frau ein Schimpfwort gebrauchte, brummte er eine schlampige Entschuldigung. »Mit einem Bein laufe ich immer noch schneller als die meisten der grünen Jungs, die sie heute nach Europa geschifft haben, und beim Schießen würde es mich auch nicht stören.«

Clarissa versuchte ihn aufzumuntern. »Auch du wirst hier gebraucht, Jerry. Denk an deinen Sohn. Wenn du nicht zurückkäms, müsste er allein aufwachsen. Ohne Vater würde nie ein Mann aus ihm. Lass dich nicht hängen, Jerry.«

Der Hüne schüttelte den Kopf. Trotz seiner Größe war er nahe am Wasser gebaut und hatte Tränen in den Augen. »Tue ich nicht ... aber es fällt mir verdammt schwer.« Wieder die leise Entschuldigung. »Ohne mich sind die Jungs aufgeschmissen, die wissen doch gar nicht, wo Europa liegt.« Er zog seine Axt aus dem Baum. »Am Ende laufen die noch in die falsche Richtung.«

»Ihre Vorgesetzten kennen sich aus, verlass dich drauf.« Sie bedeutete den Männern mit einem Lächeln, dass sie keine Lust hatte, weiter über dieses Thema zu diskutieren. »Kommst du nach Hause, Alex? Ich hab ein Huhn gekauft und Kartoffeln und frische Tomaten. Du hast doch sicher Hunger.«

»Sobald wir den Baum gefällt haben.«

Clarissa verabschiedete sich von den Männern und überlegte, ob sie bei Dolly vorbeifahren sollte. Doch die hatte einige Gäste, wie sie wusste, und sicher viel zu tun. So entschied sie sich dagegen. Ihre Freundschaft bestand seit jenem denkwürdigen Winter, als sie in Skaguay von Bord gegangen waren, und Dollys Mann einem gemeinen Verbrechen zum Opfer gefallen war. Damals hatte es nicht so ausgesehen, als würde die Engländerin jemals darüber hinwegkommen, doch sie war eine starke Frau und überwand den Schmerz und hatte einige Jahre später das Glück, in den verrückten Iren zu laufen. So nannte sie ihren jetzigen Mann, den »Verrückten Iren«, und wer ihn bei der Hochzeit oder betrunken erlebt hatte, konnte ihr nur zustimmen. Ein wilder Bursche, aber auch ein herzenguter Mann, der seiner Frau jeden Wunsch von den Lippen ablas und bewies, dass sich auch Engländer und Iren vertragen konnten.

Sie bog von der Wagenstraße ab und lenkte das Fuhrwerk zum Haus hinauf. Eigentlich war es nur eine Hütte, kein Vergleich mit dem zweistöckigen Roadhouse, das Dolly und Jerry gebaut hatten. Die Stämme waren stabil, aber etwas verwittert, und das Dach war undicht geworden und musste dringend neu gedeckt werden. Der Eimer unter der undichten Stelle war keine Dauerlösung. Aber sie wollte ihren Mann nicht drängen. Auch wenn die gefährliche Operation schon

lange zurücklag, bekam er noch starke Kopfschmerzen, wenn er sich zu sehr anstrengte.

Nachdem Robert sich verabschiedet hatte und zum Roadhouse seiner Eltern hinuntergelaufen war, stiegen Clarissa und ihre Tochter vom Kutschbock und begrüßten die Huskys, die auch im Sommer vor ihren Hütten lagen und ihre Ankunft mit lautem Bellen begleiteten. Zwanzig Hunde gehörten zu ihrer Zucht, alles Siberian Huskys, die sie einem sibirischen Fallensteller abgekauft oder selbst gezüchtet hatten, darunter erstklassige Schlittenhunde, die auch ein hartes Rennen wie die »All Alaska Sweepstakes« meistern würden.

Emily lief sofort auf die Hunde zu. Sie übernachtete während der Schulzeit mit einigen anderen Schülerinnen in einem Wohnheim und bekam die Huskys nur am Wochenende zu sehen. »Na, kennt ihr mich noch?«, rief sie ihnen zu. Die Huskys sprangen vor lauter Freude auf und ab und konnten es gar nicht erwarten, von ihr gestreichelt zu werden. »Ihr wartet wohl auf den Winter?«

Clarissa beobachtete mit großer Freude und Zufriedenheit, wie vertraut ihre Tochter mit den Hunden war. Sie hatte ein gutes Gespür für Hunde und kannte sich beinahe schon besser mit ihnen aus als sie. Auch wenn Alex und sie gegangen waren, würde sie gut mit ihnen auskommen. Sie besaß das nötige Gefühl für ein Gespann, und wenn sie tatsächlich das College schaffte und Tierärztin wurde, auch ein größeres Wissen als die meisten anderen Musher. Emily als Tierärztin, mit der Meldung würde es ihre Tochter auf die Titelseite des *News-Miner* schaffen. Es gab überhaupt keine Ärztin in Alaska. Die meisten Frauen besuchten, wenn überhaupt, nur die ersten beiden Schulklassen und legten es gar nicht darauf

an, aufs College zu gehen. Von den Kosten einmal ganz abgesehen. Eine solche Ausbildung verschlang große Summen.

»Emmett, du alter Recke!« Wie es sich gehörte, begrüßte sie zuerst den Leithund, einen direkten Nachfahren des Emmett, der vor ihrer Geburt den Schlitten gezogen hatte. Wie sein Vorfahre war er ein besonders umsichtiger und intelligenter Hund, der eine Spur auch dann noch fand, wenn sie unter einer dicken Schneedecke verborgen lag. »Freust du dich, dass ich hier bin?«

Während ihre Tochter einen Hund nach dem anderen begrüßte und jeden mit Streicheleinheiten belohnte, holte Clarissa das Futter aus der Hütte. Es gab Lachs und Reis, den sie mit etwas lauwarmem Wasser anreicherte, damit die Hunde genug Feuchtigkeit bekamen. »Hey, Emmett«, begrüßte auch sie ihren Leithund zuerst und verwöhnte ihn mit der ersten Mahlzeit. Erst dann kümmerte sie sich um den impulsiven Rusty, der neben Emmett den Schlitten zog, um den stets fröhlichen Sunshine und den etwas behäbigen Brady, um Woody und Scotty, die beiden starken Kraftpakete direkt vor dem Schlitten.

Clarissa überließ es ihrer Tochter, die leeren Fressnäpfe ins Haus zu tragen und abzuspülen, und lenkte das Fuhrwerk in den Schuppen. Wie bei allen Menschen, die in der Wildnis lebten, kamen die Tiere zuerst. Sie spannte die Pferde aus und rieb sie trocken, gab ihnen zu fressen und trug ein paar von den leichteren Kisten ins Haus. Die Hunde sprangen jedes Mal an ihr hoch, wenn sie zum Haus lief. »Nein, ihr lieben, meine kostbare Schokolade bekommt ihr nicht«, rief sie ihnen zu, »die gehört nur Alex, Emily und mir. Ihr habt ja keine Ahnung, wie teuer so eine Tafel ist. Die können wir uns

nur leisten, weil Alex im Frühjahr so viele Felle verkauft hat.« Alex arbeitete immer noch als Fallensteller, obwohl die Pelztiere in der näheren Umgebung von Fairbanks seltener geworden waren und er gezwungen war, die Fallen mehr als eine Tagesreise von ihrer Hütte entfernt auszulegen. »Es gibt zu viele Menschen in dieser Gegend«, sagte er. »Ich wollte, hier wäre niemals Gold gefunden worden. Manchmal denke ich, wir hätten weiter ins Landesinnere ziehen sollen.«

Aber dazu war es nicht gekommen, auch weil ihre besten Freunde in unmittelbarer Nähe wohnten und Clarissas Angst um ihren Mann niemals nachgelassen hatte. Von ihrer Hütte waren es nur wenige Stunden bis zum Arzt in Fairbanks, und sie musste zugeben, dass Fairbanks einige Annehmlichkeiten bot. Die Möglichkeit, Schweizer Schokolade zu kaufen und das *Buffalo Bill Magazine* zu bekommen, waren nur zwei davon.

Sie blieb vor der Hütte stehen und hatte plötzlich wieder das Gefühl, beobachtet zu werden. Wie ein junger Elch, der einen hungrigen Wolf im Nacken spürt, oder ein Wild, das einen Gewehrlauf auf sich gerichtet glaubt. Sie erschauerte und ließ ihren Blick über die Hügel wandern. Es war niemand zu erkennen, doch die Hunde waren plötzlich ganz still, als fühlten auch sie, welche Gefahr in der Luft lag. Sie jaulten nicht mal. War ihr William Hostetter bis zur Hütte gefolgt? Hatte er sich an Alex und dem Iren vorbeigeschlichen?

Sie wusste, dass sie ein deutliches Ziel für einen hinterhältigen Schützen bot, und sie hatte schon zu viel in ihrem Leben erlebt, um ein unnötiges Risiko einzugehen. Rückwärts zog sie sich in die Hütte zurück. Sie drückte die Tür hinter

sich zu und sank mit dem Rücken gegen die Wand. Erst nach mehreren Augenblicken griff sie nach dem Gewehr über der Tür und trat ans Fenster.

»Mom!«, erschrak Emily. »Was ist denn los?«

Clarissa antwortete nicht, blickte am Waldrand entlang und glaubte plötzlich einen Schatten zu sehen. Den Bruchteil einer Sekunde später war er wieder verschwunden. Stattdessen sah sie Alex und Jerry aus dem Wald treten.

»Nichts«, stieß sie erleichtert hervor. »Gar nichts, Emily.«